

Das Lachen der Angelina [Schluss]

Autor(en): **Augsburger, Werner**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **9 (1919)**

Heft 24

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638990>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

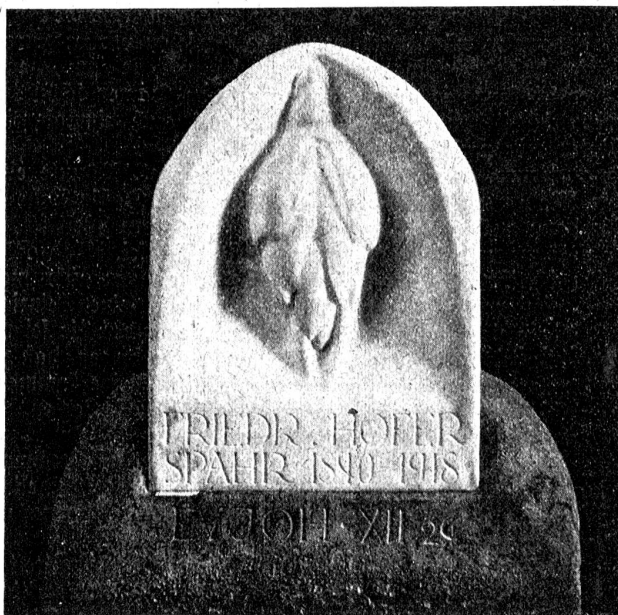
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

stein. Sind diese Kelche etwa nicht verschlossen, als bürge sie etwas unendlich Liebes, das ihnen anvertraut worden, bis zum Tage, wo daraus wieder Leben bricht? Treiben diese Knospen nicht unhaltbar ins Licht empor, unbefümmert



Paul Bay, Beatenberg: Pflanzenstudie in Gips.

um einstiges Welken, um alle Tode der Welt? Stehen sie nicht zuversichtlich aufrecht, verheißend, daß Tod nur bedeute: Vorbereitung, Sammlung für neues Leben? Davon reden diese Steine alle. — Das einmal ist's eine Rose, die ruhevoll des Aufgehens wartet. Dann ein hängendes Aehrenkorn, aus dessen Hülsen die Samen fallen werden. („Wenn das Samentorn in die Erde fällt und stirbt, so treibt es vielerlei Frucht; stirbt es aber nicht, so bleibt es allein.“) Weiterhin steht der Entwurf eines Doppelgrabes für Mutter und Kind: Das Kind flieht heim an seiner



Paul Bay, Beatenberg. Grabstein: Weizenkorn in weissem Marmor.

Mutter Brust; die Mutter umfängt es und sinkt mit ihm zurück in der größern Mutter Erde Schoß, dem sie beide entsprossen sind. Zuletzt ein Grab für Oberdiesbacher-Sol-

daten, die an der Grippe starben. Ein Sockel, auf seiner Vorderseite ein Schwert, oben ein Helm, alles ganz einfach. Doch des Sockels Linien sind geschwellt wie ein Mantel, worunter Lebendiges sich regt; das Schwert ist wie ein Kreuz



Paul Bay, Beatenberg: Pflanzenstudie in Gips.

und als ob Soldatenhände es fest umschließen; wo sonst der Knauf ist, bricht eine Knospe aus dem Griff: des Todes Werkzeug ist vom Leben überwunden, dem warmen Leben dient zuletzt doch alles. Solch frohe Zuversicht redet aus diesem Stein, einem Grabmal, wie es die Oberdiesbacher den Ihren nicht schöner errichten könnten.

Trotz allen Versuchen, unsere Grabmalkunst zu heben, zu einer persönlichen Sache eines Jeden zu machen, liegt es auf unsern Friedhöfen doch noch sehr im Argen. Ueberrnommene Motive von billiger Symbolik behaupten noch das Feld; trostlos, glaubenslos sind die meisten. Wenn aber eine Erneuerung kommen soll, kann sie nur von jenen kommen, die Leben und Sterben im Innersten erlebt haben und die Kraft besitzen, von diesem Erlebnis zu zeugen. Es ist zu wünschen, daß die Werbekraft dieser Steine hier in recht Vielen wirken möchte.

Drei kleine Stücke fesseln uns noch, ehe wir die Skizzen im Treppenhaus betrachten: Ein Kerzenhalter in Bronze, ein Zweig in gelbem Wachs, wo durch die wunderbar geschwungenen Ranten das Licht durchschimmert, und ein bronzenener Eschenzweig auf grauem Steinfuß. Von ihm wird die Trennung schwer. Gedrungen schießt er auf, in gesammelter Kraft, von einem Ebenmaß und einer herben Schönheit, die immer neu das Auge entzückt. Wir staunen: Gibt es so Schönes in Busch und Baum unserer Gärten? Sind wir so blind? Glücklich der, der hier das Schauen lernt, daß er künftig als Sehender an die Schönheiten der Natur ringsum herantritt!

M. Niehans.

Das Lachen der Angelina.

Eine Tessiner Ferienskizze von Werner Augsburger.
(Schluß.)

„Ja dieses Lachen, Herr, hat noch eine ganz besondere Bedeutung in meinem Leben, wie die Stimme der santa Madonna,“ beteuerte mir Giacomo bedeutungsvoll, daß ich gar nicht anders konnte, als mein Interesse für das Wieso zu bekunden und ihn zum Erzählen aufzufordern, auf was

er auch nur zu warten schien. Er fuhr sogleich eifrig fort:

„Das war vor ungefähr einem Jahr, als die Geschichte passierte, die ich nie vergessen würde, auch wenn nicht gerade durch sie Angelina dann meine Braut geworden wäre. Aber hören Sie zu und sagen Sie dann selbst, ob so etwas sich wieder vergessen läßt und ob ich nicht recht habe, das silberne Lachen der Angelina sei wie die liebe Stimme der santa Madonna.

Damals allerdings war es noch nichts anderes als das Lachen der Angelina, das mir lautete wie das Glöcklein der Seligkeit selbst, so vergafft hatte ich mich in das liebe und schöne Mädchen, daß mein Herz heißer entflammte denn ein Feuerteufel von ganzen zwei Pfund Pulver. Bald tanzten wir jeden Abend zusammen in der Navegna und galten als das beste Paar. Wenn sie einmal an einem Abend nicht kam, so schien mir der ganze Tag umsonst gewesen und der nächste ohne Sonne, auch wenn kein Federwölkchen am Himmelsblau flatterte, bis ich am Abend wieder ihr Lachen hörte. Da schien jeweils die Sonne, die doch eben erst im Westen müde versunken, für mich erst aufzugehen. Was wollten Sie, das war nun einmal so und einfach nicht mehr zu ändern. Und war gut und recht so, denn auch Angelina schien nicht nur darum gern mit mir zu tanzen, weil ich, wie sie die beste Tänzerin war, als der beste Tänzer galt. Alles war gut und die Welt schien mir doppelt schön. Nie vorher hatte ich so viel und so frei gesungen wie ein Fink im Wald.

Bis eines schönen Abends der Fremde in der Navegna auftauchte. Erst sah er uns nur zu beim Tanze. Bald aber bat er Angelina ebenfalls um einen Tanz. Woher und wer und was er war, weiß ich heute noch nicht, hingegen sah ich gleich, daß er das Tanzen auch los hatte und — per bacco — dabei zu plaudern wußte und vertraulich zu flüstern mit der Angelina, daß ich ihn beim Zusehen mehr und mehr haßte, je mehr sie Gefallen an seinem Gehaben zu finden schien. Den ersten Abend konnte ich noch ruhig zusehen. Ebenfalls den zweiten noch, weil sie mir da auch noch ab und zu einen Tanz gönnte. Zudem dachte ich mir doch, daß das Mädchen von selbst wieder zum Verstand kommen würde und einsehen müßte, daß aus dem Liebtun mit dem Fremden doch nichts Rechtes werden konnte. Allein, weit gefehlt. Am dritten Abend tanzte die Angelina überhaupt nur noch mit dem Fremden. Per bacco, da hatte ich genug!

Bevor sie sich im letzten Tanze drehten, verließ ich die Navegna und ruderte ein Stück der Rivapiana entlang, bis dort, wo zwischen der Casa di Ferro und dem Fischerdorf hohe Bäume ihre dichten schwarzen Schatten am Ufer ausbreiten. Dort legte ich an und wartete hinter einem dicken Kastanienstamm am einsamen finstern Weg, bis die beiden daherkamen zusammen, um dafür zu sorgen, daß sie, die Angelina so gut wie der Fremde, mich und ihren Tanz nicht mehr vergaßen. Was ich eigentlich im Sinne hatte, wußte ich selbst erst noch gar nicht recht. Allein wie dann bald schon ihr Lachen durch die dunkle, sternenlose Nacht tönte — mir klang es jetzt ganz falsch in den Ohren — da schoß es mir siedendheiß vom Herzen in den Kopf, und schon, ohne daß ich es nur recht wußte, stak mein großes Messer offen mit der langen spitzen Klinge wie ein Dolch vor mir im Baumstamm. Jawohl, scior, cristo madonna, ich hätt' sie beide umbringen können in jenem Moment. In solchen Situationen und Augenblicken hören wir hierzulande nur allzusehnell und allzuleicht auf die Stimme des heißen Blutes, die ja immer gleich diejenige des kühlen Verstandes überschreit und überlaut wieder Blut begehrt. Zum Ruckuck, das hat schon manch Unglück genug gegeben, welches nachher durch nichts, auch durch keine lebenslange Reue mehr wieder gutzumachen ist.

Da, was hör' ich auf einmal die Angelina durch das Stodunkel ganz deutlich reden. Erst wollte ich fast meinen eigenen Ohren nicht trauen, aber ich konnte doch nicht länger

zweifeln. Fragt sie den Fremden, der neben ihr hergeht, ob er denn auch schon auf dem See gewesen sei. Und wie er verneint, meint sie, dann müsse er es gleich morgen tun, das sei herrlich. Und zwar müsse er sich dann vom Barcaiolo Giacomo rudern lassen, der sei der beste und schönste und liebste auf dem ganzen Lago maggiore. Bei meiner Treu, Herr, das hat sie gesagt, die Angelina, ohne zu ahnen, daß ich es hörte! Ist sie nicht großartig lieb und gut! Ist sie nicht ein wirklicher Angelo zu der Prinzipeffa hinzu! Heißt sie etwa nicht mit vollstem Recht Angelina! Und gelacht hat sie dann wieder, aber o cielo, nun klang es mir wieder so ganz anders in den Ohren als eben erst noch. Nun tönte es mir wie richtiges süßes Engellachen, wie die helle liebe Stimme der Madonna selber.

O, wie war ich da auf einmal erstaunt und wußte nun erst recht nicht, was ich mit dem offenen Messer vor mir im Baumstamm anfangen wollte und sollte, war mir doch plötzlich wieder so leicht und froh und wohl ums Herz, daß ich den ganzen Rosenkranz hätte beten können. Oder, scior, war es etwa nicht die Stimme der Madonna, das Lachen der Angelina. Da könnten Sie mir sagen, was Sie wollen, sie war es doch in jener finstern Nacht!

Was dann weiter geschah? Ja du lieber Himmel, das weiß ich selbst kaum mehr recht. Plötzlich muß ich einfach auf dem Wege vor den Beiden gestanden und die Angelina gefragt haben, ob ich sie nicht heimrudern dürfe, da ich ihr noch Wichtiges zu sagen habe. Ob sie erst noch gezögert hat oder nicht, weiß ich meiner Treu nicht mehr, weiß nur, daß ich plötzlich so unendlich glücklich war, wie sie den Fremden freundlich verabschiedete und allein weitergehen ließ. Sie hat offenbar etwas geahnt und das für geratener gehalten, und mich nachher auch gleich gefragt, was ich denn eigentlich im Schilde geführt habe. Da zog ich sie hinter den Baum, in dessen Stamm noch immer das offene Messer stak, und erzählte ihr alles. Und sie hat ihre schönen Augen erschreckt immer weiter aufgesperrt, erst getan, wie wenn sie weggehen wollte, hat sich dann aber jäh wieder umgewandt und mir erst einen Klaps mit der weichen Hand auf den Mund gegeben, für das wußte Reden, und gleich hernach einen herzhaften Kuß, für all die Bitternis, die ich offenbar habe schlucken müssen. Hingegen schuld sei ich selber, warum sei ich so kreuzdumm gewesen und habe nicht sogleich erkannt, daß es ihr mit dem Fremden nicht ernst gewesen wäre, auch wenn sie nicht schon vorher gewußt hätte, daß der Giacomo ihr gut sei und sie ihm ebenso. Aber ich könne ja genug mit vornehmen Damen schön tun, wenn ich sie rudere, da habe sie halt auch einmal nicht hinter mir nachstehen wollen.

„Sicuro, scior,“ grad so hat sie geredet. Könnte etwa die Madonna schöner und lieber sprechen. Dafür habe ich ihr dann auch gesagt, daß keine auf der ganzen Welt schöner sein könne und sie doch meine Prinzessin sei. Und Küsse habe ich ihr gegeben, daß sie mit Zähnen gar nicht mehr nachgekommen ist, trotzdem sie mir doch keinen einzigen schuldig bleiben wollte. Seitdem sagt sie immer, sie sei mir noch einen schuldig, und ich will schon dafür sorgen, daß wir mit unserer Rechnung noch lange nicht ins Reine kommen.“

Giacomo lachte sein warmes, glückfrohes Lachen und staunte in die sinkende Nacht hinaus.

„Non è vero,“ fragte er nach einem Weilschen nochmals, „non è vero, das mit dem silbernen Lachen der Angelina? Haben Sie sie schon lachen gehört, scior? Ja. Ebbene, non è vero?“

Er schwieg wieder, um dann nochmals unvermittelt zu beginnen: „E, scior, è forse pittore? Nicht? Ah, scrittore. Schade, daß Sie nicht Maler sind, sonst müßten Sie mir für die Madonna eine Gedenktafel ihres Wunders malen, wie oben in der Kirche von Madonna del Sasso schon so viele sind, auf denen die Madonna die Leute vor dem Ertrinken, Abstürzen und tausenderlei anderem Sterben im allerletzten Moment bewahrt. Hat sie etwa in jener Nacht

an mir nicht auch ein großes, ein ganz großes Wunder vollbracht! Was hätten wir jetzt davon, ich, die Angelina und der Fremde, wenn ich dem das Messer bis zum Hest in die Brust gestoßen hätte, anstatt nur in den Baumstamm. War es also etwa nicht die helle Stimme der Madonna, Angelinas Lachen.

Doch halt! Dieses Lachen könnte ja der allergrößte Künstler der Welt gar nicht malen. Ja gewiß auch kein Mensch und nicht einmal ein Engel im Himmel könnte es nachlachen, wie es die Angelina vorlacht. Nein, sicuro, auch kein Engel, da müssen sie im Himmel ganz einfach warten, bis sie selbst einmal ein richtiger Engel wird, und dann noch was für ein lieber und schöner. Hoffentlich aber noch recht lange nicht, denn nun soll sie erst mein Engel auf Erden sein.

Und anders gemalt ließe ich es gar nicht gelten. Oder doch — wenn einer die Angelina selbst als Madonna aufs Bild malen würde. O warum nicht, scior? Sie haben sie ja gesehen. Gäbe sie etwa nicht die wunderschönste und wunderschüßeste Madonna, zu dem Angelo und der Principessa hinzu!

Non crede, scior?"

Giacomo schwieg und träumte sein goldheiteres und goldlauteres Glück in die stille, sinkende Nacht hinaus. Ich sammle den Wunderlichkeiten des Lebens nach. Auf den dunklen Wellen wiegte sich sanft des Mondes Silberschein. Stille. Nur die Ruder plätscherten leise. Mir klang es auf einmal wie das silberne Lachen der Angelina.

Frauenschicksal.

Todmüde blickst deine armen Augen,
Du schlankes Weib, — des welches Angesicht
Mich rührt und mahnt: „Sind wir nicht alle Schwestern?
„Heut leide ich; du aber littest gestern!
„Und manche Andre litt und leidet nicht“ —

Ich halte deine feinen, schmalen Hände!
Und schau im Geist der Frauen Schicksalsbild:
Die großen Kreuze, die sie willig schleppen
Empor die tausend Stufen jener Treppen,
Wo jede Stufe der Entsagung gilt;

Wo jede Stufe Station des Leides,
Der Passion, der Selbstverleugnung, ist!
Und alle führen zu dem heiligen Ziele!
Selbst wenn im Leide eine Schwester siele,
So ist ein Gott, der sie auch nie vergißt!

So schreiten langsam alle sie und tragen,
Was denn zu tragen wurde auferlegt —
Die Dornen krönen viele arme Schwestern!
— Die leiden heute! — Andre litten gestern. —
Und: — Selten ist ein Mensch der darnach fragt. —

Anna Stauffacher.

Sozialismus und Gewalt.

Ein Wort an die Arbeiterschaft und ihre Führer.

Von Leonhard Ragaz.*)

„Es ist die Entscheidungstunde des Sozialismus. Das Tor der Weltherrschaft öffnet sich vor ihm. Nicht mehr das

ist die Frage, ob er komme, sondern wie er komme. Ob in einem großen und gütigen oder in einem wilden und engen Geiste, ob im Geiste der Schöpfung oder im Geiste der Vernichtung, ob als Morgensterne einer neuen Freiheit oder als die Nacht einer neuen Tyrannei, ob als eine dauernde Macht oder bloß als eine phantastische Episode.“

Macht der Sozialismus Bankrott, dann wird „auf den Trümmern der Hoffnungen und Ideale, in einer Welt müder Verzweiflung und dumpfer Not eine furchtbare Reaktion wieder ihr Reich bauen, am wahrscheinlichsten in Gestalt einer Militärdiktatur“.

Bankrott machen kann der Sozialismus, wenn er die falsche Kampfmethode wählt, wenn er seine Verwirklichung mit Hilfe von Mitteln durchsetzen will, die seinem Wesen widersprechen.

Zwei Gruppen von Mächten kommen in der Politik zur Wirkung. Die eine kennt als obersten Leitsatz die Anerkennung der menschlichen Freiheit, die andere bekennt sich zum Recht der Gewalt einzelner über andere. Die erste Gruppe verkörpert sich in den Postulaten der Demokratie und des Sozialismus. Der Gewalt entspringen die Lehren aller Gewaltsysteme: Militarismus, Kapitalismus, Despotie, „Diktatur des Kapitals“, „Diktatur des Proletariats“ usw. Ragaz bekennt sich selbstverständlich zur ersten Gruppe.

Die Bolschewisten von heute meinen die Demokratie als überwundenen Kram wegwerfen zu können. Sehr mit Unrecht. Wohl ist es wahr, und die Extremen haben nicht falsch beobachtet: In einer Welt der wirtschaftlichen Ungleichheit wird die politische Demokratie zur Farce. Damit wird aber nur die wirtschaftliche Ungleichheit und nicht die Idee der Demokratie entwertet.

Tatsächlich beobachten die Bolschewiki im Einzelnen richtig: Es stehen der bessergestellten Klasse größere Mittel zur Beeinflussung der Masse zur Verfügung als den Schlechtergestellten. Ihr gehorchen (immer nach Ragaz) Presse, Schule, Kirche. Ihr gehorcht der ganze Staatsapparat. Es besteht unter dem Bild einer politischen Demokratie die wirkliche und die verhüllte politische Diktatur des Besitzes. Der heutige Parlamentarismus hat sich als Schwindel entlarvt, dazu da, um in einer „Flut von Geschwätz“, „in einem Netz von Schlaubeit“ das zu ersticken und zu erwürgen, „was man eigentlich will“.

So richtig aber die Feststellung der Uebelstände ist, so falsch sind die Schlussfolgerungen des Bolschewismus. Er meint, der verhüllten Diktatur von heute, die er als Unrecht brandmarkt, eine Diktatur der Masse entgegenzusetzen zu müssen. Es entgeht seinen Befennern, wie der Sozialismus damit seinen eigenen Prinzipien untreu wird. Im Vordergrund des Denkens scheint allen das Interesse an einer beschleunigten Gesellschaftsreform zu stehen. Dies macht den Bolschewismus zur frohen Botschaft „für dieses Geschlecht, das durch den Weltkrieg und alles, was damit zusammenhängt, einerseits in eine Vernichtungsstimmung gegenüber der ganzen heutigen Welt geraten ist und andererseits in eine ebenso starke Hoffnung auf eine völlige Welterneuerung. Es werden also von dieser Botschaft alle ergriffen, die diese Stimmung in sich tragen, ohne einen andern Weg für die Erfüllung dieser Hoffnung zu kennen. Es werden davon Menschen ergriffen, die die Neigung zum Unbedingten hin in sich tragen. Es fallen ihr Starke zu, weil sie ihrer Kraft ein Tätigkeitsfeld bietet, und fallen ihr Schwache zu, weil sie sich daran berauschen können“.

Allein, trotzdem er alles an sich hat, um Viele zu gewinnen, führt die Methode des Bolschewismus nicht ans Ziel, sondern in die endlose Irre, weitab vom Sozialismus, immer tiefer ins Elend des Imperialismus hinein. Denn es gibt nichts Schlimmeres, als sich vom Gegner auf dessen Boden loden zu lassen oder dessen Kampfweise anzunehmen. Man wird dadurch zum Vorkämpfer seiner Prinzipien. Der

*) Bei W. Trübisch, Olten.